

Richard Adams
Traveller

Aus dem Englischen
von Joachim Körber



Phantasia Paperback – Fantasy
Band 2005

1. Auflage – Januar 2006

Titel der Originalausgabe:

Traveller

Copyright © 1988 by Edward Casson Promotional Services Limited
Published by arrangement with the author c/o Literarische Agentur
Agence Hoffmann, München

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Über alle deutschen Rechte
verfügt die Edition Phantasia, Körber & Kohnle GbR, Bellheim.

Nachdruck, sowie jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des
Urheberrechts sind ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des
Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© der deutschen Ausgabe 2006 bei Edition Phantasia, Bellheim

Umschlagbild: Edition Phantasia, unter Verwendung eines Motivs
von Johann Heinrich Fuessli

Satz, Layout: Edition Phantasia

Gesamtherstellung: TZ-Verlag & Print GmbH, Roßdorf

ISBN-10 3-937897-11-9

ISBN-13 978-3-937897-11-0

www.edition-phantasia.de

Für meine Freunde
Donald *und* Judy Lineback

πολλά δὲ πρόσθεν ξυγκαμῶν τε καὶ
ξυγκινδυνεύσας Ἀλεξάνδρῳ
ἀναβαινόμενός τε πρὸς μόνου
Ἀλεξάνδρου, ὁ Βουκεφάλας οὕτος ὅτι τοὺς
ἄλλους πάντας ἀπηξιῶ ἀμβάτας καὶ
μεγέθει μέγας καὶ τῷ θυμῷ γενναῖος.

Arrian
Anabasis V, XIX

*Dieses Roß Bukephalos hatte schon früher viele
Härten und Gefahren mit Alexander durch-
gestanden und hatte nur ihn allein aufsitzen
lassen – denn es verweigerte alle anderen Rei-
ter; es war von stattlicher Größe und feurigem
Gemüt.*

*Mir träumte letzte Nacht von Regen, Wind,
Drum stand ich auf und sah ein seltsam Bild:
Schlammige Wege, die an Waldeshängen sind,
Und in der Ferne Männer, schreiend, wild.
Und Schüsse. Dann, beherzt aus nächtlich schwarzem Land
Marschiert ein Heer, zerlumpt und blaß, allein,
Wie Vogelscheuchen. Starren Blicks, gebannt,
Fragt jeder sich, was mag mein grausam Schicksal sein?*

*Schlafloser Augen blut'ge Blicke schaun zu mir,
Und unter Flaggen stolz, doch längst entzwei,
Vernimmt man Scherze da und Flüche hier,
Mit Grabestimme tönt's, leise zwar, und dennoch trotzig, frei:
Du weinst! Welch Anblick bot sich dir?
Ein grauer Mann ritt stolz auf grauem Pferd vorbei.*

Hinweise und Danksagung

Tom der Beißer und Baxter, die Hauskatzen dieser Geschichte, sollen Mildred gehört haben, General Lees jüngster Tochter, die in Familienkreisen »Life« genannt wurde. Lees Sohn, Captain Robert E. Lee Jr., zitiert in seinem *Recollections and Letters of General Robert E. Lee* einen Brief des Generals an Mildred vom 21. Dezember 1866, in dem es heißt: »Unseren Katzenfreunden geht es ausgezeichnet. Der kleine Baxter ... läßt auf Katzenart erkennen, daß einmal etwas aus ihm werden wird ... und sein Erscheinen und Gebaren sind überaus aristokratisch. Tom, der wegen seiner Art, wie er unsere Feinde, die Mäuse, zur Strecke bringt, den Nachnamen »Beißer« bekam, wird aufgrund seines Ernstes und seiner nüchternen Art bewundert, aber auch, weil er seiner Rasse alle Ehre macht.« Captain Lee schildert weiter, wie die Katze Aufmerksamkeit erregte, indem sie in einer stürmischen Nacht vor dem Haus miaute und dann an der Krücke hochkletterte, die der General zum Fenster hinaushielt.

Travellers abendliche Plaudereien mit Tom Beißer beginnen im April 1866 und dauern mit Unterbrechungen bis Oktober 1870. In der Geschichte kann man die meisten Geschehnisse mehr oder weniger anhand der täglichen Ereignisse zuordnen, die besprochen werden. Wir wissen zum Beispiel, daß die Stute Lucy Long am 21. Dezember 1866 in die Stallungen der Lees zurückgebracht wurde. Lees Reitausflug mit Mildred, Traveller und Lucy Long (als der Fährmann sich weigerte, Lees Geld anzunehmen) fand Ende Juni 1867 statt; der Vorfall mit dem Zurückpfeifen am Landeplatz des Kanalboots trug sich im Juli desselben Jahres zu, und so weiter.

Die Schilderungen über die Verletzung von Lees Händen am 31. August 1862 variieren in den Einzelheiten, ich habe mich auf die von Oberst Walter H. Taylor, einem Augenzeugen, in Kapitel 8 seines Buchs *General Lee, 1861 – 1865* verlassen.

Anekdoten über Lee und Traveller gibt es natürlich in großer Zahl. Die Bücher, die mir am besten gefallen haben, sind Douglas Southall Freemans *R. E. Lee*, das oben erwähnte Buch von Cap-

tain R.E.Lee Jr. und Charles Bracelen Floods *Lee: The Last Years*. Gleichermaßen nützlich sind J. William Jones' *Personal Reminiscences, Life and Letters* von Lee selbst und Oberst A.L.Longs *Memoirs*.

Ganz besonders muß ich voll Bewunderung und Dankbarkeit die unschätzbaren Informationen erwähnen, die ich aus Lucy Rees' Buch *The Horse's Mind* habe, sowie ihren persönlichen Rat in allen Pferdefragen.

Was Richmonds Krankheit angeht, so hatte ich vorzüglichen Rat von Mr. G.H.Gilbert, M.R.C.V.S.

Die Authentizität von Travellers Virginia-Dialekt verdankte ich fast ausschließlich Dr. Donald J.Lineback und Dr. William L.Tazewell.

Zu den Freunden, die mir Unterstützung und Hilfe zuteil werden ließen, gehören besonders mein Lektor Bob Gottlieb; und Barrett Clark, der mir seltene Sekundärwerke beschafft hat, die ich sonst nie in die Finger bekommen hätte.

Zuletzt bin ich meiner Sekretärin Mrs. Elizabeth Aydon zu ganz besonderem Dank verpflichtet; sie hat nicht nur das Manuskript höchst akkurat abgetippt, sondern es auch bemerkenswert aufmerksam und gründlich überprüft und verbessert.

1

Frühling 1866. Lexington, Virginia: Eine kleine Stadt in einem felsigen Bergtal unterhalb der Blue Ridge Mountains. Es ist ein einsamer, entlegener Ort, schwer zugänglich, man hat die Wahl zwischen einer dreiundzwanzig Meilen langen Reise auf einer schlechten Straße von der Eisenbahnhaltestelle in Goshen oder zwölf Stunden Bootsfahrt von Lynchburg auf dem James River und dem Kanawha Canal. Eine recht strikte Gesellschaft – überwiegend Presbyterianer –, deren blankpolierter, ernster Charakter von den blauen Kalksteinstraßen zwischen Häusern aus roten Ziegeln mit Einfassungen aus Stein, schlichten Säulen und ordentlich geschrittenen Zedernhecken als Begrenzung an den gepflasterten Bürgersteigen reflektiert wird. Gerade ist es Nacht, aber das Licht des Halbmonds reicht aus, das bedürftige und verfallene Aussehen des Orts deutlich zu machen – abgeblätterte Farbe, windschiefe Wände, in den Angeln hängende Tore und lückenhafte Zäune. Die Stadt hat keine Bank und braucht auch kaum eine. Auf dem Grat darüber ragen die verwüsteten und schmutzigen Mauern des Virginia Military Institute auf, das die Unionisten zwei Jahre zuvor erbaut haben.

Auch der Washington Campus ist von diesem allgemeinen Aussehen von Abnutzung und Verfall geprägt. Gewiß, die Veilchen blühen, und die Blätter treiben bereits an den Bäumen – Akazien, Ahorn, Walnuß und Sykomoren. Aber die Grünflächen, die Ziersträucher, die Hecken wirken ungepflegt, was freilich nicht so sehr auf Verwahrlosung hindeutet, sondern schlicht und einfach darauf, daß Geld knapp ist, und damit auch Werkzeuge und menschliche Arbeitskräfte, schwarz oder weiß. Das Haus des Präsidenten, ein hübsches zweistöckiges Gebäude mit Schiebefenstern und einer Flucht von acht Treppenstufen, die zu einer Säulenveranda führen, ist dunkel – kein Licht zu sehen –, denn der Präsident befürwortet die Nachtruhe und begibt sich selbst gewohnheitsmäßig um zweiundzwanzig Uhr zu Bett. Hier und da überqueren ein paar Studenten auf dem Weg zu ihren Quartieren den Campus. Mehrere machen für Studenten einen seltsam erwachsenen Eindruck; und das sind sie auch, demobilisierte Soldaten, die, in Ermangelung anderer Kleidung, noch die geflickten und gestopften grauen Uniformen tragen, von denen man lediglich Kennung und Rangabzeichen entfernt hat.

Ein schwarzer Stallbursche, der mit den Armen klopft, um sich zu wärmen – denn es ist recht kühl –, stapft hinter dem großen Haus seines Weges durch den Hof, betritt, da sein Tagwerk erledigt ist, die beleuchtete Hütte und schließt die Tür für die Nacht ab. Eine schlanke,

hurtige Katze, deren Sinn nach Ratten steht, schleicht an der Wand entlang und durch ein Abflußloch in den Stall. Der Stall ist dicht und gemütlich – eines der am besten reparierten Gebäude des Anwesens – und kein Lüftchen stört den strohbedeckten Pferch, wo ein kräftiger, neun Jahre alter grauer Wallach mit dem prachtvollen Aussehen eines Veteranen sich zum Schlaf niedergelegt hat. Er regt sich.

Die blauen Männer! Die blauen Männer! Sie sind hinter uns gelangt, sie sind da drin unter den dichten Bäumen! Die Gewehre – die Gewehre – ich werde verrückt! Die Erde erbebt! Fliehen! Fliehen! Ein Pferd, das sich fürchtet, muß fliehen, was sonst?

Der Druck von Marse Roberts Knien; eine Hand streichelt gelassen meinen Hals. »Ruhig, Traveller, ruhig! Also, Oberst, was sollen wir tun?«

Pferde stürzen, schreien. Diese Stute wurde in Stücke gerissen. Sie ist nicht tot – sie kreischt, zappelt. »Ruhig, Traveller!« Der Rauch! Ich kann nichts sehen! Ich kann gar nichts sehen! Stillstehen! *Muß* stillstehen! Die blauen Männer kommen! Nein, es ist der Ruf! Der Ruf! Da drüben – unter den Bäumen! Mütze-im-Gesicht kommt!

Oh, ich – meine Beine! Dieses Stroh – Wo bin ich? Ich bin im Stall! War wieder so einer von diesen elenden Träumen! Keine blauen Männer – nicht mehr. Keine Gewehre. Mir geht es bestens. Ich sollte besser aufstehen.

Was ist das? Wer schleicht da drüben rum? Wer bist du? Oh, du bist es, Tom Beißer, schäm dich! Komm aus dem Stroh da raus! Auf der Jagd nach Ratten? Jagste etwa *meinetwegen* Ratten? Mach mir nix vor! Machste nur deinetwegen. Du bist an diesen elenden Träumen schuld, kommst hier reingeschlichen, wenn ich grad am Einschlafen bin, drückst dich im Stroh an mich, weilstes warm ham willst. Haste da ne Ratte? Braver Bursche! Also ich will nicht sagen, daß du keine gute Katze bist. Hab sogar gestern gehört, wie Marse Robert das zu deiner Herrin gesagt hat. »Eine gute Katze hast du da, Life«, hat er gesagt. »Und sie ist auch eine gute Freundin für Traveller.«

Na gut, leg dich schon leise hin. Nein, dort, wo ich dich spüren kann. Kein Rumgeschleiche mehr, von dem ich Alpträume krieg. Sag mir, wie es dir so ergangen ist.

Ja, na klar hab ich die Geschichte von dir und Marse Robert ge-

hört. Baxter hat's mir erzählt. Wie de im Regen vor seinem Fenster rummiaut hast, bis er aufgestanden ist und das Fenster aufgemacht hat, aber es war so hoch, daß du nich springen konntest, also hat er eine der Krücken der alten Dame rausgehalten und du bist hochgeklettert, Ja, und dabei ist er auch naß geworden. Ich würd sagen, ein paar von euch Katzen ham genug Frechheit, daß sie den Texanern über wärn! Muß man sich vorstellen, einer wie *du* bringt Marse Robert dazu, daß er aus'm Bett aufsteigt und sich im Regen rauslehnt! Und dieser Baxter! Kaum mehr als n Kätzchen, aber nich mehr lang, dann isser so frech wie du! Ihr seid alle gleich: Nie richtig hungrig gewesen, nie am Marschieren gewesen, nie ne Meile im Staub getrabt, nie den Rauch gerochen – nich mal je n Gewehr gehört.

Aber ich schätz mal, ist nich deine Schuld. Kannste dir vorstellen, Tom, daß es ne Zeit gab, als *ich* nie ein Gewehr gehört hatte? Kannste das glauben? Eine Zeit, als ich n kleines Fohlen war, nur Kopf und Beine, anner Seite meiner Mam? Also, offen gestanden, am Anfang wußt ich gar nich, daß sie meine Mam war. Das erste, woran ich mich erinnern kann – das allererste – ist, wie ich meine Nase in den dunklen Schatten zwischen ihren Beinen gebohrt hab, um an die Milch ranzukommen. Ich wußte nur, daß ich die Milch wollte, weißte. Aber da war noch ne Stute auf der Wiese, und wenn ich zu der hinging, hat sie mich natürlich weggejagt. So lernste, wer deine Mam ist. Zuerst will man nur ran an die Schatten zwischen irgendwas. Also ich hab sogar schon mal n junges Fohlen die Nase in einen tiefen Spalt inner Baumrinde zwängen sehn!

Damals gab es nichts als Milch und grünes Gras und lernen, wie man den Unterschied zwischen den Gras- und Pflanzenarten wittert, die man fressen kann. Weißte, wir hassen einfach alles Bittere, und sobald ich zu grasen anfang, lernte ich zu schnuppern, welches die bitteren Pflanzen waren und einen Bogen um sie zu machen. Damals hätt ich mir nie träumen lassen, daß es das gibt, daß man nich genug zu essen hat. *Du* isßt natürlich kein Gras, Tom, sonst hättste ne lange Nase statt ner flachen. Siehste, n Pferd kann nämlich seine Nase ins Gras stecken und sich trotzdem gleichzeitig umschaun. Kein Pferd ist glücklich, wenns nich sehen kann, was ringsum vorgeht. Ihr Katzen könnt n Ge-

ruch einziehen und inner Nase speichern, stimmts nich, und zwar so gut wie jedes Pferd? Ich hab schon gesehn, wie de den Mund aufgemacht und die Nase gerümpft hast, wennste da draußen am Zaun lang fremde Katzenpisse riechen konntest.

”Türlich dauertes nich lange, bis ich n paar Manieren im Umgang mit älteren Pferden lernen mußte. War ne große Wiese, wo ich aufgewachsen bin. Damals dachte ich, das wär die ganze Welt, mit dem Zaun ringsum, dem Schuppen oben am Hang, den Eichen und dem großen Teich unten. Außer mir und meiner Mam gab’s da noch ne Menge Pferde – und viele warn da geboren und großgezogen worden, so wie ich. Als Fohlen muß man lernen, die Älteren zu respektieren und sich anständig zu benehmen. Du hast doch schon gesehen, wie sich der Welpe vor den älteren Hunden gerollt hat, nich? Also als Fohlen rollt man sich nich; man legt die Ohren an und streckt den Hals, und dann muß man die Lippen spannen und die Zähne fletschen, während einem das ältere Pferd abschnuppert. Ja, aber wenn man erwachsen wird, macht man das nich mehr. Ich hab damit aufgehört, vor älteren Pferden zu fletschen – oh, da war ich ein Jahr alt, glaub ich.

”Türlich werden wir schnell erwachsen, Tom, weißte. Schneller als sich ne Katze vorstellen kann, da bin ich ziemlich sicher. Du warst n blindes Kätzchen, nich, und bist tagelang in nem Körbchen rumgekrochen? Also wir können noch an dem Tag, wenn wir geboren werden, aufstehen und rumlaufen und unserer Mam folgen. Dann sind da natürlich die Fliegen. Man braucht nich lang, bis man lernt, wie man den Schweif gegen die Viecher einsetzt. Ich hab mich immer gefragt, warum es Fliegen auf der Welt geben muß, aber jetzt seh ich das so, daß sich die blauen Männer in Fliegen verwandeln – du weißt schon, wenn sie aufhören, blaue Männer zu sein. Muß so sein, weil’s immer zu viele davon gibt. Am ersten Tag knibbert man schon am Gras; und man knibbert n wenig Dung, das ist wichtig, weißte, weil sonst dein Magen nich richtig funktioniert.

Ihr Katzen schließt keine echten Freundschaften, nich? Ist mir aufgefallen: die meisten anderen Katzen – die kannste gar nich schnell genug wieder loswerden. Aber Pferde – Pferde *brauchen* Freunde. Wer hält dir die Fliegen vom Gesicht fern und aus n Ohren? Wer kämmt deine verfilzten Stellen und putzt dich? Und

du mußt dasselbe 'türlich für ihn machen. Wer paßt nach hinten raus auf, wenn du den Kopf zum Grasen unten hast? Es gab jede Menge andere Fohlen auf der großen Wiese, und als ich mich von meiner Mam wegtraute, konnte ich bald Wettrennen machen und spielen und herumalbern. Ich hatte ein paar Streits – aber nichts Schlimmes. Jedenfalls lernte ich bald, wo ich stand, und das war ziemlich weit oben. Das konnte ich nur daran erkennen, wie die Menschen mich sozusagen abzuschätzen schienen, während sie sich über den Zaun lehnten und uns begutachteten.

In jenen Zeiten, da machten wir den ganzen Tag so gut wie nix. Wenn ich nur geahnt hätte! Wenn ich nur geahnt hätte! Grasen und nur rumspringen. Kopf an Schweif mit nem Freund stehen, die vermaledeiten Fliegen verscheuchen, strecken, gähnen, kratzen. Ich hatte nen Freund namens Grobian. Rotbrauner, das war er. Und Jahre später, in jener Nacht im Schlamm – jener Nacht im Schlamm, als Marse Robert – aber das gehört jetzt nich hierher. Woran erinner ich mich sonst noch?

Ich erinner mich an den Wald am oberen Ende der Wiese, wie die Blätter am Frühlingsanfang sprossen, Blutweide und Judasbaum; und jenseits des Zauns, im Wald, wuchsen kleine weiße Lilien; und unten im Teich gab's rosa, irgendwie flauschige Blumen, die in Klumpen im seichten Wasser wuchsen. Ich hab mal versucht, welche zu fressen, ham aber nix getaugt. So findet man was raus – man probiert alles. Neugierig, Tom. 'n gutes Fohlen muß neugierig sein. Also ich kann mich an ne junge Färse erinnern – Mondschein, so hieß sie –, kaum älter als ich, die sich selber das Trinken beigebracht hat. Man sollte nich meinen, daß man *das* lernen muß, was? Zuerst steckte sie die Schnauze tief rein und hustete ne Nase voll wieder aus. Dann versuchte sie, das Wasser zu knibbern als wenss Gras wär. Sie hat – oh, nen Tag oder zwei gebraucht, bisse gelernt hatte, die Ohren anzulegen und die Nüstern nach hinten zu ziehen, wie man's richtig macht.

Natürlich lernten wir das Meiste beim Spielen, so wie ihr Katzen auch. Klar, ich hab dich und den kleinen Baxter im Garten spielen sehn, ihr seid auf Blätter gesprungen und habt euch gegenseitig gejagt und so weiter. Als erstes hab ich mit meiner Mam gespielt – Flora hieß sie –, an ihrem Schweif geknibbert, sie geschubst. Sie hat's ergeben hingenommen – aber sie wußte ja auch,

daß ich bald mit den anderen Fohlen spielen, ausschlagen, Grismassen schneiden und mit dem Schweif peitschen würde. Man muß lernen, mit anderen Pferden auszukommen, andernfalls endet man schlimmer als Richmond. Also ich hab dir doch noch nix über Richmond erzählt, Tom, oder? Muß ich irgendwann mal.

Und durch das Spielen lernte ich auch, keine Angst vor Menschen zu haben. "Türlich ham uns die Menschen bei kaltem Wetter gefüttert und gestriegelt und die älteren Pferde zum Ausreiten geholt und so. Menschen brauchen Pferde so, wie se Hunde und Katzen brauchen. Ohne Pferde würden se nich rumkommen. Ohne Hunde könnten se keine Kühe oder Schafe haben, und ich denk mir, sie würden einander auch andauernd ausrauben, wenn keine Hunde bellen würden. Und ohne euch Katzen würden die Ratten einfach alles holen – Getreide, Schrot, alles.

Wie wir gespielt haben, fragst du? Herrje, damals war mir überhaupt nich klar – natürlich nich –, wie glücklich ich mich schätzen konnte, daß ich so aufwachsen konnte und ausgebildet wurde! Seither hab ich so viele junge Pferde gesehn, die geschlagen und schlecht behandelt wurden – Persönlichkeit gebrochen, Charakter verdorben –, und alles wegen dem, was manche Menschen Erziehung nennen. Die denken sich, sie müssen dem Pferd zeigen, wer der Herr ist – Peitschen, Sporen, Schimpfworte –, bis es an den Rand des Wahnsinns getrieben wird. Und dann drehn sie den Spieß um und behaupten, daß es n gemeines Biest ist! Die Armee – die Armee war voll von solchen Leuten; Marse Robert predigte seinen Leuten ohne Ende, daß sie ihre Pferde nich schlagen sollten. Aber wenn n Pferd erst mal verdorben ist, dann isses zu spät, weißte. Es hört nich mehr, keine Signale, keine Vorsicht.

Jim kam zum Spielen – also ich weiß nich mehr ganz genau, wann das anfing, aber s könnte der Sommer nach meiner Geburt gewesen sein – der oder der nächste; ich weiß nich mehr so recht. Ich weiß, es war erst nachdem sie mich zwischen den Beinen geschnitten hatten, aber davon weiß ich auch kaum noch was; nich nach der langen Zeit. Das war schlimm und hat ziemlich weh getan, heilte aber ganz schnell.

Die Männer beugten sich über den Zaun, hingen entspannt rum und plauderten; sie kauten Tabak und sahen uns Narren beim Spielen zu. So, wie ich es heute sehe, ham se da schon viel raus-

gekriegt: wer von uns scheu war, wer faul oder neugierig oder zu was Brauchbarem ranwachsen würde – so ne Sachen eben. Türlich kam mir so was in jenen Tagen nie in den Sinn.

Ich entsinne mich, eines Tages wurden sechs oder sieben von uns auf ne andere große Wiese neben der, wo wir aufgewachsen waren, getrieben. Da standen wir nu, tollten rum, schlugen aus, spielten Fang-den-Anführer, schubsten einander und so weiter – wir hatten doll unseren Spaß. Und dann auf einmal kommt dieser junge Bursche – Jim nannten sie ihn –, später erfuhr ich, daß er der Sohn vom Boß war –, also der kam einfach so mitten auf die Wiese und setzte sich auf n Baumstamm. Ich war irgendwie übermütig; ich fragte mich, was er vorhatte, aber er hat einfach gar nix gemacht, den ganzen Nachmittag nich. Er saß einfach nur da, und bei Sonnenuntergang ging er wieder. Am nächsten Tag dasselbe; und am nächsten. Manchmal saß er da und kaute Tabak, manchmal schnitzte er mit dem Messer an nem Stock rum oder warf den Spatzen und Schneefinken Brotkrumen zu. Schien so viel Zeit zum Nixtun zu ham wie n Pferd.

Zuletzt wurde ich neugierig, was ihn anging – weißt schon, ich fragte mich halt, warum er da war. Also hörte ich auf, mit den anderen zu spielen, und ging zu ihm. Er beachtete mich gar nich. Schließlich ging ich direkt hin zu ihm und schnupperte ihn ab. Er bewegte sich gar nich; erst nach ner Weile hob er ganz, ganz langsam den Arm und streichelte mich. Er hat mich behandelt wie n anderes Pferd – weißt schon, mir den Rücken gekratzt, an meiner Mähne langgeschnuppert, und so weiter – nur daß er dabei die ganze Zeit leise und freundlich geredet hat – das konnte ich an seiner Stimme hören. Meinen Rumpf hat er auch gekrault, und das ist was, was alle Fohlen gern mögen.

»Jeff«, sagte er immer wieder. »Hallo, Jeff. Guter Junge, Jeff.« Er schnitt ein paar Äpfel in Stücke, die ich ihm von der flachen Hand fraß. Sie waren süß – das Süßeste, das ich je gekostet hatte; sie waren echt gut. Danach bin ich fast immer direkt zu ihm gegangen, wann immer er auf die Wiese kam. Aber wenn nich, hat er sich einfach so hingestellt. Nach ner Weile stand ich still, ließ ihn meine Hinterbeine hochheben, mit den Fingern durch meinen Schweif streichen – einfach alles. Manchmal hat er s den Fliegen mit dem Hut gegeben und sie von meinen Augen ge-

scheucht. So, wie er das gemacht hat, hab ich gar kein Schreck nich davon gekriegt.

Was war mit dem Spielen, fragste mich, Tom. Herr jemine, dieser junge Bursche Jim, der hat mich echt gekitzelt, was ham wir für Spiele gemacht! Ich hab einfach nie gewußt, was als nächstes kommen würde. Alle möglichen Streiche dachten wir uns aus; zum Beispiel ging er manchmal voraus und ich mußte ihm mit ner losen Leine um den Hals folgen. Eines Tages gingen wir über n Rasen, als plötzlich so n vermaledeites Karnickel mitten unter meiner Nase rumhoppelt! Ich bin hochgeschreckt und hab den Kopf weggedreht, und ich wär weggerannt, aber Jim blieb einfach stehn und redete leise weiter. »Nur n Kaninchen, Jeff. Kann doch keiner Angst vor nem ollen Kaninchen haben. Ruhig – ruhig –« So ne Sachen, weißt schon.

Uns beiden wurde einfach nie langweilig. Ständig gab's was Neues. Kannste glauben, daß er eines Tages n altes Banjo mitbrachte und mir was vorspielte? War natürlich das erste Mal, daß ich eins gehört hab. Seither hab ich's oft gehört. Die Soldaten – ach, lassen wir das vorerst noch. An nem andern Tag hat er n großes weißes Laken auf n Boden gelegt und mir gesagt, daß ich drüber gehen muß, um meinen Apfel zu kriegen. Ich hab keine Angst nich gehabt! Ein andermal warens sechs Stangen, die er auf Pflöcke im Boden gelegt hat; er rief mich rüber zu sich und ich mußte aufpassen, daß ich keine davon runterwarf. Das war echt knifflig. Ich bin mir richtig klug vorgekommen. Anderntags isser mit nem Korb runter auf die Wiese gekommen und hat mir den Griff innen Mund gegeben, damit ich ihn trage. Wir gingen zu dem großen Haus und ich trug die ganze Zeit den vermaledeiten Korb. Da hat ne Frau im Garten gearbeitet. »Hier ist mein Jeff, Ma'am«, sagt Jim. »Er hat Euren Korb zurückgebracht.« Sie lachte, als ob sie platzen würde. »Du Strolch«, sagt sie zu mir und gibt mir n Stück Zucker.

Aber einmal, als mir die Fliegen so was von auf die Nerven gegangen sind, da hab ich den Kopf gedreht und in Jims Schulter geknibbert – ja, richtig fest. Da ist er so fies wie Dornen über mich gekommen! Er hat mich richtig wütend ausgeschimpft! Und mich echt böse angefahren, und dann isser einfach weggegangen, als wollte er mit so nem Pferd nix mehr zu tun ham. Ich

fühlte mich elend. Ich wollte nie wieder hören, daß er so mit mir sprach. Da hab ich mir das Knibbern sofort abgewöhnt. Mehr hat er nich gemacht – mehr hat er nich machen müssen. Seither hab ich oft gesehen, daß Pferde wegen geringerer Vergehen geprügelt wurden.

Also, Tom, ich schätz mal, du willst nix von Laufleinen und Kandaren und Sätteln und Zaumzeug und dem ganzen anderen Zeug hören. Was bedeutet das schon für ne Katze? Aber trotzdem biste n Freund. Du bist Gesellschaft: Ich mag Gesellschaft. Ein Pferd braucht Gesellschaft. Dieser Junge Jim, der war echt gute Gesellschaft. Heute ist mir klar, daß er das wollte. Er wollte, daß ich mich wie n kluges Pferd fühle, und er wollte, daß ich mit ihm komme und das Gefühl hab, als ob wir zusammenarbeiten würden. Und das hat er auch geschafft. Hat ne lange Zeit gedauert; aber was bedeutet nem Pferd schon Zeit? Am Ende fand ich's richtig spaßig, wenn er mit mir ausgeritten ist. Das kannste nich verstehn – keine Katze kann das –, aber mich hat echt richtig interessiert, was wir zusammen unternommen ham – woran wir *Anteil* hatten, könnte man sagen. Mir schien, als würde ich machen, was n Pferd machen sollte.

Frisch heut Nacht, was? Hauch Frost draußen, was meinste? Ach, du hast ja keine Ahnung, was Kälte ist. Als die blauen Männer den Fluß auf ihren Bootbrücken überquerten und wir im Schnee standen und auf sie gewartet ham – also *da* war's kalt! Bevor du geboren warst, Tom; aber das ist nich so wichtig. Wir haben's warm und reichlich zu essen. Und kein Gewehr mehr – nie wieder. Denk drüber nach! Nix als Freunde um uns rum. Ich sag dir, was wir machen. Wir gehen schlafen.

Sie können dieses Buch bei Ihrer Buchhandlung bestellen, oder direkt beim Verlag. Benutzen sie dazu folgenden Link: www.edition-phantasia.de